



Geschlechterforschung in der Medizin- Frauen in der Medizin

Mittwoch, 5. Juni 2002, 9:00 bis 13:30 Uhr

Die Veranstaltung „Geschlechterforschung in der Medizin- Frauen in der Medizin“ findet zum zweiten Mal im UKE statt. Mit dieser Veranstaltungsreihe werden verschiedene Ziele verfolgt: Wissenschaftlerinnen vor Ort erhalten ein Forum, um sich und ihre Forschungsarbeiten zu geschlechtsspezifischen Themen vorzustellen. Damit wird auf die Notwendigkeit der geschlechtsspezifischen Forschung aufmerksam gemacht und das erhebliche Defizit an frauenspezifischen Daten in der Gesundheitsforschung in den Blickpunkt gerückt. Der Mangel an Informationen über die Auswirkung von Lebenswelten auf die gesundheitliche Situation und Versorgung gilt es zu überwinden.

Eine fundierte Forschungsarbeit, die die Kategorie „Geschlecht“ durchgängig berücksichtigt ist dabei eine grundlegende Voraussetzung. Beispielhaft seien hier die unterschiedlichen Erscheinungsformen bestimmter Erkrankungen wie etwa des Herzinfarkts, von Osteoporose usw. erwähnt, aber auch die Wirksamkeit und Verträglichkeit von Medikamenten an Frauen und Männern, deren unterschiedliche Dosierung und Reaktion bisher viel zu wenig Berücksichtigung finden.

Auf der Veranstaltung werden Projekte aus dem UKE vorgestellt zu spezifischen Zellerkennungsmolekülen im Nervensystem, zum Einfluss männlicher und weiblicher Hormone auf die Haut, zur aktuellen Diskussion biologischer und psychologischer Grundlagen von Männlichkeit und Weiblichkeit, zur Wirkung weiblicher Hormone im Gehirn, zu psychosomatischen Aspekten von Schmerzen im Genitalbereich bei Frauen und zu geschlechtsspezifischen Aspekte von Tötungsdelikten.

Veranstaltungen wie diese können die Etablierung universitärer und außeruniversitärer Forschungsgruppen zu frauengesundheitlichen Fragestellungen unterstützen und den Dialog mit Politik, Ärzteschaft und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern voranbringen.

Veranstalterinnen:

Prof. Dr. Hertha Richter-Appelt,

Abteilung für Sexuallforschung und Forensik, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Stellvertretende Frauenbeauftragte des Fachbereichs Medizin;

Prof. Dr. Ursula Platzer,

Abteilung für Zahnerhaltungskunde und Präventive Zahnheilkunde, Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, Frauenbeauftragte des Fachbereichs Medizin;

Dr. Heidrun Lauke-Wettwer,

Institut für Anatomie, Abteilung für mikroskopische Anatomie, Stellvertretende Frauenbeauftragte des Fachbereichs Medizin;

Prof. Dr. Monika Bullinger,

Abteilung für medizinische Psychologie, Zentrum für Innere Medizin;

Elke Mätschke,

Frauenreferentin des Fachbereichs Medizin für das wissenschaftliche Personal.

Abstracts in der Reihenfolge der Vorträge

Zellerkennungsmoleküle und das plastische Nervensystem

Melitta Schachner

Zentrum für Molekulare Neurobiologie Hamburg

Die Zellen des Nervensystems bilden untereinander interzelluläre Kontakte aus, die durch Adhäsionsmoleküle vermittelt werden. Diese neuronalen Zelladhäsionsmoleküle spielen in der Entwicklung des Nervensystems eine wichtige Rolle. Sie beeinflussen u.a. die Proliferation von Vorläuferzellen, die Zellwanderung und das Auswachsen von Fortsätzen der Nervenzellen, einschließlich ihrer funktionsgerechten Verschaltung. Die Spezifität und Effizienz der Ausbildung von synaptischen Kontakten wird ebenfalls ganz entscheidend durch Adhäsionsmoleküle und durch extrazelluläre Komponenten (extrazelluläre Matrix) gesteuert. Die überwiegend während der Entwicklung des Nervensystems identifizierten Adhäsionsmechanismen sind auch nachgeburtlich bei Regenerationsvorgängen nach Verletzungen von Nerven und Nervengewebe von Bedeutung, und spielen eine entscheidende Rolle für plastische Vorgänge synaptischer Verbindungen im Rahmen von Lernprozessen. Ein detailliertes Verständnis der zellulären und molekularen Vorgänge bei der durch Adhäsionsmoleküle gesteuerten Differenzierung und Regeneration von Nervengewebe ist die Grundlage für die Entwicklung gezielter therapeutischer Maßnahmen zur Beeinflussung krankhafter Prozesse des Nervensystems.

Einfluss von Östrogenen und Androgenen auf die Haut

Johanna M. Brandner, Ute Siemann-Harms, Atanathios Tsianakas

Klinik und Poliklinik für Dermatologie und Venerologie

Die menschliche Haut spielt eine wichtige Rolle im Schutz des Körpers vor der Umwelt und vor dem unkontrollierten Verlust von Wasser und Salzen. Sie ist ein Effektororgan für nervale und hormonale Signale, was vor allem an der Wirkung von Androgenen auf Haare und Talgdrüsen deutlich zu sehen ist. Überraschenderweise sind wenige wissenschaftliche (und eindeutige) Daten über die Effekte von Östrogenen und Androgenen auf die Struktur und Funktion der interfollikulären Epidermis, z.B. bei der Wundheilung und Barrierefunktion, bekannt.

Der Erhalt von größeren Mengen menschlicher Haut, die für vergleichende Untersuchungen am Gewebe nötig sind, ist schwierig. Aus diesem Grund haben wir ein Hautorgankulturmodell vom Schwein – dessen Haut der menschlichen Haut sehr ähnlich ist - für die Wundheilungs- und Barriereuntersuchungen etabliert. Da die Wundheilungsexperimente mit Östrogenen gerade erst gestartet wurden, sollen ihre Ergebnisse zu einem späteren Zeitpunkt berichtet werden. Vielfach wiederholte Barriereexperimente zeigen eine Verschlechterung der Barriere (bzw. ihrer Reparatur) durch Testosteron, während Östrogene keinen Einfluss haben. In zukünftigen Experimenten sollen die Mechanismen der von diesen Molekülen hervorgerufenen Veränderungen geklärt werden. Desweiteren soll die topische Applikation von Substanzen, die die Effekte der Östrogene bzw. Androgene nachahmen, verstärken oder hemmen im Modell, und gegebenenfalls später auch am Menschen, etabliert werden.

Männlich – weiblich. Ein Projekt zur Intersexualität

Sandra Reinecke und Hertha Richter-Appelt
Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie,
Abteilung für Sexualforschung

Im biologischen Geschlecht einer Person kann zwischen dem chromosomalen, dem gonadalen und dem phänotypischen Geschlecht differenziert werden. Abweichungen der drei Geschlechtsmerkmale voneinander werden als Intersexualität bezeichnet. Bei einem Neugeborenen mit nicht eindeutigen Geschlechtsmerkmalen stellt sich die Frage, welches Erziehungsgeschlecht – weiblich oder männlich – zugewiesen werden soll. Die besondere Problematik der Geschlechtszuweisung bei nicht eindeutigem Genitale resultiert aus der ungewissen psychosexuellen Entwicklung des Kindes.

In den vergangenen 50 Jahren standen bei der Behandlung von Neugeborenen mit Intersexualität Geschlechtszuschreibung und Erziehungsgeschlecht im Vordergrund. Es wurde angenommen, dass die Geschlechtszuschreibung sich stärker auf die Ausbildung einer stabilen Geschlechtsidentität auswirke als das chromosomale, gonadale oder morphologische Geschlecht. Experten plädierten für eine Geschlechtszuweisung möglichst bald nach der Geburt und für medizinische Behandlungsmaßnahmen zu einem möglichst frühen Zeitpunkt, da angenommen wurde, dass die Geschlechtsidentität im Kern bis zum 18.-24. Lebensmonat festgelegt sei.

Während Intersexualität früher wenig öffentliches Interesse erregte, es kaum Diskussionen zur Behandlung von Personen mit Intersexualität gab und die von Money und Mitarbeitern 1955 vorgeschlagenen Richtlinien zur Erziehung und Behandlung von Kindern mit nicht eindeutigem Genitale beachtet wurden, ist die wissenschaftliche Diskussion in eine Krise geraten und Selbstverständlichkeiten werden plötzlich in Frage gestellt.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hat eine interdisziplinäre klinische Forschergruppe (111) „Intersexualität – vom Gen zur Geschlechtsidentität“ an den Universitätskliniken Lübeck und Hamburg- Eppendorf eingerichtet. Insgesamt werden sechs wissenschaftliche Projekte zu molekular-genetischen und zu psychosozialen Aspekten der Intersexualität durchgeführt, welche die Alterstufen vom Kindesalter bis ins Erwachsenenalter berücksichtigen.

Aufgabe des hier vorgestellten Projektes (Leitung: Hertha Richter-Appelt) ist es, die Prozess- und Ergebnisqualität der medizinischen Behandlungsmaßnahmen bei adoleszenten Patientinnen und Patienten mit Intersexualität retrospektiv zu untersuchen und eine Aussage über deren Auswirkungen auf die Entwicklung der Geschlechtsidentität zu treffen. Es werden nicht nur die Einschätzungen der Patienten selbst sondern auch die von Angehörigen berücksichtigt, sowie die Einschätzung behandelnder Ärzte, soweit die Patienten Ihre Zustimmung geben. Erste Erfahrungen aus halbstandardisierten Interviews der Pilotstudie werden hier dargestellt.

Östrogenrezeptor-Expression und Östrogensynthese im weiblichen Hippocampus

Janine Prange-Kiel und Gabriele Rune

Institut für Anatomie

Neuere Studien zeigen, dass weibliche Hormone, i. e. Östrogene neuroprotektive Wirkung haben. So beeinflussen sie z. B. die Synaptogenese im Hippocampus. Dabei ist ungeklärt, ob diese Östrogene unbedingt aus dem Ovar kommen müssen.

Zur Beantwortung dieser Frage wurde ein *in vitro*-Modell aus hippocampalen Zellen von 10 Wochen alten weiblichen Ratten verwendet. Das Kultursystem enthielt zu über 90% neuronale (MAP-2 positive) Zellen. Um zu untersuchen, ob die Zellen in der Lage sind, Östrogene zu synthetisieren wurden die Zellen in einem serum- und östrogenfreien Medium kultiviert und über 8 Tage mit Letrozol (10^{-9} M), einem Aromatasehemmer, behandelt. Die Menge des Östrogens im Medium wurde mit einem RIA bestimmt.

Zur Untersuchung des Einflusses von Östradiol auf die Expression der Östrogenrezeptorisoformen α und β (ER α und β) wurde das Kulturmedium über 8 Tage mit Östradiol (10^{-7} M) oder Letrozol (10^{-9} M) supplementiert. Der Gehalt von ER auf Proteinebene wurde mittels Immunocytochemie und anschließender semiquantitativer Bildanalyse bestimmt. Die Östrogenmenge im Medium letrozolbehandelter hippocampaler Zellen war genau so niedrig wie in frischem Kontrollmedium. Hingegen war der Östrogenspiegel im Medium der unbehandelten Zellen signifikant erhöht.

Die Östrogenbehandlung führte zu einer signifikanten Zunahme von ER α Protein, aber zu einer Abnahme von ER β . Letrozol hingegen bewirkte eine signifikante Abnahme von ER α Protein und eine Zunahme von ER β .

Wir konnten zum ersten Mal zeigen, dass hippocampale Neurone Östrogene synthetisieren. Diese Synthese kann durch die Hemmung der Aromatase inhibiert werden. Darüber hinaus werden die ER Isoformen durch Östrogen differentiell reguliert. ER α wird von seinem Liganden hoch reguliert und von Letrozol herunter reguliert. ER β dagegen wird von Östrogen herunter reguliert, eine Hemmung der lokalen Östrogensynthese führt jedoch zu einer Hochregulation dieser Rezeptorisoform.

Unsere Untersuchung zeigt, dass lokal synthetisierte Östrogene hippocampale Neurone para-/autokrin beeinflussen.

Differentielle Profile und Behandlungsreaktionen von Patientinnen mit Vulvodynie

Silke Schmidt

Abteilung für medizinische Psychologie, Zentrum für Innere Medizin

In diesem Beitrag wird ein interdisziplinärer Ansatz zur Diagnostik und Behandlung von Patientinnen mit Schmerzen im Genitalbereich vorgestellt. Hierbei wird eine von der International Society of the Study of Vulva Diseases (ISCVD, 1999) definierte Krankheitsklassifikation zugrundegelegt, die zwei Syndrome beinhaltet, für keine objektivierbaren medizinischen Ätiologievorstellungen existieren: die dysaesthetische Vulvodynie und die essentielle Vestibulitis.

Ziel zweier konsekutiver Studien war es, im Rahmen einer kombiniert dermatologisch-gynäkologisch-, psychologischen Sprechstunde zur Behandlung von Patientinnen mit Erkrankungen im Bereich des weiblichen Genitales differentielle Profile und Behandlungsreaktionen unter psychologischen Gesichtspunkten zu evaluieren.

In der ersten Studie wurden 53 Patientinnen mit Methoden zur Erfassung der Lebensqualität, somatischer und psychischer Beschwerden im Verlauf der Behandlung untersucht.

Die zweite Studie umfasste 100 Patientinnen, die an ausführlichen Anamnese- und auf Coping, Sexualität und Partnerschaftserleben fokussierenden Interviews teilnahmen und die neben der Lebensqualität und Beschwerden auch prospektiv im Hinblick auf ihre Bindungseinstellungen und die Partnerschaftszufriedenheit untersucht wurden. Die Befunde weisen eine signifikant stärkere emotionale Beeinträchtigungen der Patientinnen mit Vulvodynien im Vergleich zu Patientinnen mit Vulvadermatosen und einer Vergleichsgruppe von Patientinnen mit unspezifischen, in einer gynäkologischen Praxis diagnostizierten Symptomen auf. Spezielle Unterschiede werden im Vortrag thematisiert. Insgesamt sprechen die Befunde dafür, psychosozialen Aspekten nicht nur in der Behandlung, sondern auch in der Diagnostik von Vulvodynien besondere Bedeutung beizumessen.

Töten Frauen anders?

Heike Klotzbach und Esther Lenz

Institut für Rechtsmedizin, UKE Hamburg

Bei Tötungsdelikten sind in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sowohl Opfer als auch Täter männlich. Das Interesse an der Frau als Täterin sowohl in den Medien als auch in der Literatur oder der darstellenden Kunst steht in umgekehrtem Verhältnis zur Häufigkeit der Fälle. In den Jahren 1990 - 2001 wurden 1434 Tötungsdelikte im Großraum Hamburg registriert, hierbei waren in 74% der Fälle Opfer und Täter männlich. In 19% der Fälle wurden Frauen oder Kinder von Männern getötete. 7% der Tötungsdelikte wurden von Frauen begangen, hierbei waren die Opfer überwiegend Männer, in selteneren Fällen Kinder, in 0,2 % der Fälle (n=3) tötete eine Frau eine andere Frau.

Im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte haben Psychologen, Kriminologen und Rechtsmediziner das Phänomen der Tötungsdelikte durch Frauen analysiert. Hierbei zeigte sich in der Begehensart ein Wandel von Tötung durch Giftbeibringung und stumpfe Gewalteinwirkung hin zur scharfen Gewalt - also z. B. Messerstiche - und somit ein Angleichen an die von Männern favorisierten Tötungsmechanismen. Auch in der vorliegenden Studie wurden von beiden Geschlechtern gleichermaßen Stichwerkzeuge bevorzugt.

Unterschiede ergaben sich hinsichtlich der Tatumstände und Motive. Während bei den männlichen Tätern z. B. Eifersucht oder eine Trennungsabsicht der Partnerin im Vordergrund stand, spielten diese Motive für die Täterinnen nur eine untergeordnete Rolle. Streitigkeiten in der Familie oder der Partnerschaft lagen auch den von Frauen ausgeführten Tötungsdelikten zugrunde, hier wurden relativ häufig zuvor Misshandlungen als Tatmotiv angegeben. Psychiatrische Erkrankungen waren bei Frauen und Männern gleichermaßen selten vertreten. Typische Fallkonstellationen werden kasuistisch präsentiert.

Die Referentinnen und Veranstalterinnen am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Prof. Dr. Dr. h.c. Ulrike Beisiegel, Prodekanin für Forschung, Fachbereich Medizin

Dr. Johanna Brandner, Klinik und Poliklinik für Dermatologie und Venerologie

Prof. Dr. Monika Bullinger, Abteilung für medizinische Psychologie,
Zentrum für Innere Medizin

Dr. Heike Klotzbach, Institut für Rechtsmedizin

Dr. Heidrun Lauke-Wettwer, Institut für Anatomie, Abteilung für mikroskopische Anatomie,
Stellvertretende Frauenbeauftragte

Esther Lenz, Institut für Rechtsmedizin

Elke Mätschke, Frauenreferentin des Fachbereichs Medizin für das wissenschaftliche Personal

Dr. Janine Prange-Kiel, Institut für Anatomie, Abteilung für mikroskopische Anatomie

Prof. Dr. Ursula Platzer, Abteilung für Zahnerhaltungskunde und Präventive Zahnheilkunde, Klinik
für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, Frauenbeauftragte des Fachbereichs Medizin

Dipl.-Psych. Sandra Reinecke, Abteilung für Sexualforschung und Forensik,
Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie

Prof. Dr. Hertha Richter-Appelt, Abteilung für Sexualforschung und Forensik,
Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie,
Stellvertretende Frauenbeauftragte des Fachbereichs Medizin

Prof. Dr. Gabriele Rune, Institut für Anatomie, Abteilung für mikroskopische Anatomie

Prof. Dr. Melitta Schachner, Zentrum für Molekulare Neurobiologie Hamburg

Dr. Silke Schmidt, Abteilung für medizinische Psychologie, Zentrum für Innere Medizin

Dr. Ute Siemann-Harms, Klinik und Poliklinik für Dermatologie und Venerologie

Dr. Athanasios Tsianakas, Klinik und Poliklinik für Dermatologie und Venerologie